

seyn kann, als eine andere in der ihrigen, eben so kann auch ein Schriftsteller in seiner Klasse höher stehen, als ein anderer in der seinen; und in so weit scheint mir die Waagschale weder für Virgil, noch für Wieland zu steigen, oder zu fallen. Mein Geist kann sich nichts vollkommeneres denken, als die Georgica in der einen Gattung, und Musarion in der andern.

II. Satire und Epistel.

Auch in diesem Artikel habe ich von den Griechen nicht zu sprechen. Ihre satirischen Schauspiele, von denen ein einziges Stück noch übrig ist, gehören nicht hieher: und eben so wenig finden Aristophanes und Lucian hier eine Stelle, wiewol sie an belssendem Witz und satyrischer Laune ihresgleichen umsonst suchen würden. Von den lyrischen Satiren des

Archilochus haben wir nur noch einige Fragmente: Zudem versichern uns Horaz und Quintilian ausdrücklich, daß die Satire in derjenigen Form und Gestalt, in welcher die römischen Dichter sie uns überliefert haben, eine von den Griechen nie bearbeitete Gattung sey.

Nach den Versuchen einiger ältern Dichter, unter welchen sich Lucilius, als der Urheber der eigentlichen Satire auszeichnet, haben bei den Römern Horaz, Juvenal, und Persius diese Dichtungsart, jeder nach seiner Weise, mit Meisterstücken bereichert, die sich einander den Preis streitig machen. Die Kunstrichter haben sich oft und viel bemühet, den Streit zu entscheiden: aber gewöhnlich haben sie den Standpunkt verfehlt, aus welchem die Sache angesehen werden muß, wenn nicht ein schiefes, oder einseitiges Urtheil herauskommen soll. Sie haben weder den Stoff noch die

Ma

Manier gehörig unterschieden, und indgemein jeder seinen individuellen Geschmack zur Regel für die ganze Dichtungsart erhoben. Und so lange dieses geschieht, so lange werden auch die Stimmen getheilt bleiben. Der sanguinische Leser wird, wenn er dabei ein Mann von feinem Gefühl ist, unfehlbar für den Horaz entscheiden; der cholerische für den Juvenal, und wer weder dies noch jenes ganz ist, der wird vielleicht beiden den Persius vorziehen. Seine besondere Denkungsart, und seinen individuellen Geschmack muß man freilich jedem lassen. Allein der wahrhafte Kunstrichter muß auch einen allgemeinen Geschmack haben: er muß etwas anderes zum Genuße vorziehen, und dennoch etwas anderes als vollkommener in seiner Art erkennen können.

Der Charakter der Horazischen Satire ist das *ridendo dicere verum*, welches in der That

Kein so leichtes Ding ist, als mancher ehrliche Mann sich etwa einbilden möchte. Zwar scheint nichts leichter, wenn man die Sache nach der Praxis grosser Meister beurtheilt: und ich zweifle nicht, daß der größte Theil derjenigen, welche an Horazens Satire weniger Behagen fanden, von seiner Manier auch so geurtheilt habe. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, und die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst, alles dieses ist gewiß ein höchst seltenes, und von dem grossen Haufen der Leser mißkanntes Talent. Nur ein Mann von scharfer Beurtheilungskraft und feinem Gefühle wird auf dieser Bahn, und auch nur bei solchen Lesern sein Glück machen.

In der That sind die Charaktere, welche Horaz aufstellt, genau nach der Natur gezeichnet; und eben deswegen scheinen sie gemeinen Augen zu flach. Karrikatur und Verzerrung sind nicht seine Sache, und eben darum werden ihm viele höchstens das Verdienst einer getreuen Kopie eingestehen. Jeder glaubt, die alltägliche Geschichte der menschlichen Narrheit zu lesen, die er eben so gut schreiben könnte, wenn er es der Mühe werth hielte. Wer will nicht das Muster zu jenem indiscreten Schwätzer kennen, den er in der neunten Satire des ersten Buches auführt? Und welcher Mann von einiger Verbindung sucht nicht unter seinen Bekannten auch so einen Schalk auf, wie Sufus Uristius war? Aber auch den meisten, werden solche Charaktere im Leben eben so flach vorkommen, als in der Nachahmung. Nur die Aufmerksamkeit des feinen Beobachters wird durch sie gereizt: und diesen wird auch in dem

Ge.

Gemählde die Wahrheit der Zeichnung, und die Darstellungskraft des Dichters entzücken.

Horaz stretchelt seine Narren mehr, als er sie schlägt. Raum scheint es ihm der Mühe werth, auf sie Jagd zu machen. Indem er, als ein gefälliger Freund, über den Werth der Dinge, über die Eitelkeit unserer Wünsche und Bestrebungen, und über mancherlei Vorurtheile und Thorheiten des menschlichen Lebens sich mit uns unterhält, kommen sie ihm allenthalben in den Wurf. Meistens fertigt er sie kurz ab, und drängt sich durch sie zu seinem Ziele fort. Auch da, wo er auf sie losgeht, ist sein Spott weder giftig noch bitter. Er ist mit so viel Bonhommie, und auch mit so viel Urbanität begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheut war, selbst dazu lächelte, und oft in so seine Fronte eingekleidet, daß der Pinsel ihn nicht merkte, und wol gar, wie

Nas

Nassidienus an dem Balatro sein gutes Herz lobte, und ihm dafür allen Seegen des Himmels zum Lohn wünschte. Ueberhaupt kann der Spott eines Mannes, der mit der edelsten Widerherzigkeit, und der liebenswürdigsten Naivetät auch seine eigene Schwachheiten und Fehler uns so oft zu belachen giebt, wol empfindlich, aber kaum je beleidigend seyn.

Daß übrigens ein Mann wie Horaz, der auf die schwere Kunst des geistvollen Scherzes, und den feinsten Ton der Ironie sich so gut versteht, durch den derben und wolgespickten Witz eines gemeinen Spasfmachers in einer gemischten Gesellschaft in Schatten gestellt werde, dies ist eben nichts unerwartetes. Allein wenn Männer von gebildetem Geschmack diesen feinen Geist mißkennen, so darf man sich immer ein wenig darüber verwundern. Dryden findet seinen Witz matt, und sein Salz un-

anschnackhaft. Er gekocht mit dem ältern Scalliger, daß es ihm unmöglich sey, zu lachen, wenn Horaz bloß den Mund verziehe, um uns seine weissen Zähne zu zeigen: und er ärgert sich über alle diejenigen, welche an dem Hahnengefichte des Sarmenus und Messius, Rupilius Rex und Persius ein Wohlgefallen finden können. Er habe, meint er von dem ehrlichen Swan wol bessere Schwänke gehört. *) Es wird wol nicht nöthig seyn zu erinnern, daß die genannten Haasenfüsse nicht Horaz sind, und daß er ihren Witz nicht zu dem seinigen macht, indem er über sie lachet. Indeß, wir kennen diese Gecken immer, trotz allem dem, was für die komische Schnurrigkeit ihrer

*) Drydens Abhandlung vom Ursprung und Fortgang der Satire: in der Sammlung vermischter Schriften, zur Beförderung der schönen Wissenschaften 25. Berlin, 1762. Vten Bandes, 2tes Stück.

Ihrer Rollen sich etwa noch sagen liese, *)
 Preis geben. Allein fand denn Dryden sonst
 überall in diesen Satyren nichts, als matten
 Witz und ungesalzene Scherze? Gewiß derjenige
 soll mir herzlich willkommen seyn, der mir,
 um nur dies einzige zu sagen, eine so feine
 komische Scene zeigt, als das Gastmal des
 Nasidienus ist: und ich werde das Phlegma
 oder die Stumpfheit desjenigen bewundern, der
 dieses Stück mit gelassenem Geiste lesen kann,
 und nicht von ganzem Herzen mit den losen
 Schälken sympathisirt, welche in Gegenwart
 des Hausherrn sich hinter der vorgehaltenen
 Serviette ein wenig Luft machen, und in ferner
 Entfernung, um die Aufwärter von der
 Spur abzuhalten, das losbrechende Gelächter
 an mancherlei erdichteten Vorwand anhängen.
 Wem das Salz dieser Scene nicht schmackhaft
 genug

*) Man sehe Wielands Einleitung zur siebenten Satyre, des I. B.

genug ist, und wer sich hier zu einer nöthigen Diverſion nach einem wißigen Poſſenreißer umſehen kann, an dem fände vielleicht eher der ſelgenhölzerne Priap ſeinen Mann, der durch einen lächerlichen Ausbruch ſeiner Angſt, bei den unerhörten Zaubereien der Kanidia und Saganna, den beiden Zaubерinnen ein ſolches Schrecken einjagt, daß ſie mit Verluſt ihrer Zaubermittel, und der Zähne und des Haarpukes ſich aus dem Staube machen. Was mich betrifft, ſo würde ich, ungeachtet auch ich dieſen Auftritt drollig genug finde, es dennoch ungezweifelt mit demjenigen halten, der das Gaſtmal des Maſidienus weit vorzöge.

So häufig man das ſatiriſche Talent und den feinen Spott des Dichters mißkannt hat, eben ſo wenig hat es, betreffend den Gang, welchen ſeine Muſe gewöhnlich einzuschlagen pflegt, an ſeltſamen Mißdeutungen geſehlt.

Man

Man hat jenes so natürliche und nothwendige simplex duntaxat & unum, welches er selbst zum ersten Erfordernisse jedes guten Werkes macht, in seinen Satiren beinahe durchgehends vermissen wollen. Casaubon findet darin eine so auffallende Planlosigkeit, daß er so gar kein Bedenken trägt, sie mit dem moralischen Mischmasch eines Theognis und Phocylides in Einen Topf zu schmelzen. Allein zum Ersatze treibt er hierbei seine Nachsicht weiter als man vielleicht denkt. Statt Horaz diesen Fehler so hoch anzurechnen, als wol mancher schwürige Gräbler sich einbilden möchte, läßt er sich geneigt finden, ihn damit zu entschuldigen, daß er nun einmal gut gefunden habe, nach dem Beispiele seines Vorläufers Lucilius, seine Leser so und nicht anders zu bewirthen, als es die Regel und Ordnung einer tüchtigen lanx satura, nach altem Brauch

und Herkommen mit sich führte. *) Allein ich denke, jeder feinere Kenner und Freund des Dichters, wird in seinem Namen für eine Nachsicht danken, die etwas als einen Fehler entschuldigen will, was in der That keines seiner geringsten Verdienste ist. Die Einheit des Stoffes und die Planmäßigkeit der Horazischen Satire ist nun freilich von dem steifen Gange und der schulgerechten Ordnung einer gemeinen Sittenpredigt sehr verschieden. Allein wer von einem wahrhaft dichterischen Plane Idee hat, der wird sich dabei um so viel besser befinden. Er wird das, was die feinste Kunst ist, nicht für Verwirrung und Regellofigkeit halten; und gerade die Manier des Dichters „seinen Stücken den Anschein des natürlichen planlosen Ganges der Gedanken in einer

*) Ifaci Casauboni in Persium Prolegomena: in seiner Ausgabe dieses Dichters: Lugd. Bat. 1693. 4. Pag. 30.

„seiner freien Conversation zu geben, und durch
 „lauter Schlangenwege und kleine Abschweifun-
 „gen im Grunde doch seinem Ziele sich mit je-
 „dem Schritte zu nähern,“ vorzüglich bewun-
 dern. Dies sind Worte eines Mannes, dessen
 feiner Geist, neben dem tiefen Studium, wel-
 ches eine meisterhafte Uebersetzung der Horazi-
 schen Satiren voraussetzt, mit dem Geiste des
 Römers so genau als vielleicht wenige Men-
 schen sympathisirt. Nach seinem Urtheile kann
 diese Art des Vertrages allen denen, welche
 über Meinungen, Sitten, und Leidenschaften
 in Form von Satiren oder Briefen philoso-
 phiren wollen, nicht genug empfohlen werden;
 und er hält eine fleißige Analyse der Horazi-
 schen Satiren und Episteln für das nützlichste
 Studium, welches junge Dichter, die sich in
 diesem Fache versuchen wollen, machen können. *)

Z 2

Von

*) Siehe Horazens Satiren / übersezt von Wieland
 I. B. C. 196.

Von der Horazischen Satire ist die Juvenalische sehr verschieden. Der Charakter der letztern ist Entrüstung und Unwillen; ihr Spott mehr Hohn als Gelächter. Sie zeigt uns das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit, und selbst den Narren mehr in einem häßlichen als lächerlichen Lichte. Ihr Zweck scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung; mehr auf Rache, als auf Besserung zu gehen: und erst dann ist sie gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geißelhieben fällt. Ich weiß es sehr wol, daß ein Theil dieser Verschiedenheit auf dem Unterschiede der Zeiten beruhet: allein eben so sehr bin ich überzeugt, daß sie in der Anlage der beiden Dichter wesentlich gegründet ist, und daß Horaz in dem Zeitalter des Domitian, Juvenal unter dem August, ihren Ton wol hinauf oder heruntergestimmt haben, aber nicht ausser die Grenzen des Charakters,

der

der ihren Schriften aufgeprägt ist, hinausgetreten seyn würden.

Das gewöhnliche Motto so mancher elenden und geistlosen Broschüre, *difficile est, satyrum non scribere*, und *facit indignatio verum*, ist die wahre Geschichte der Juvenalischen Satiren. Entrüstung ist seine Muse, und seine Begeisterung Zorn. Mit wüthender Hitze geht er auf seinen Raub los, und hat nur diesen im Auge. Auf diesen einzudringen, ihn, wo er eine Wunde findet, zu verwunden, ihn, so lange noch etwas gesundes an ihm ist, zu zerfleischen, das ist sein Ziel: und zu diesem Ziele geht er auf dem einfachen, offenen Wege, welchen die Leidenschaft und das vorstrebende Gefühl eigener Kraft immer zu gehen pflegen. Daher keine gedachte Anlage, kein überlegter Plan, keine besondere Form, keine überraschende Wendung, keine von allen den Künsten,

deren die Besonnenheit des kühlen Spötters sich oft mit so grossem Vortheile bedient. Juvenal giebt uns durch die ungeheuern Streiche, die sein Arm führt, seine Stärke zu bewundern, aber nicht seine Gewandtheit. So sehr er den Horaz in jener Rücksicht übertrifft, so weit steht er in dieser ihm nach,

Eben so wenig wird man ihm eine Spur von jenem philosophischen Geiste entdecken, durch welchen die Horazische Satire so unterrichtend und nahrhaft für den denkenden Leser ist. Die zügellose Hitze, womit er über seinen Raub herfällt, läßt ihm weder Zeit noch Fähigkeit zu allgemeinen Betrachtungen übrig. Sein Verstand ist gerade in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes, und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfordert. Unter dieser spielt er die zweite Rolle, und ist im Strette blos der Wagenführer,

und

und nicht der Held. Man würde mich übrigens sehr mißverstehen, wenn man wähnte, daß ich den Mangel dieser Vorzüge der Horazischen Satire, welche sich mit der Geistesanlage Juvenals in der That nicht vertragen, dem Dichter selbst zum Vorwurf machen wolle. Im Gegentheil bin ich allerdings der Meinung, daß Juvenal weit besser daran that, vortreffliche Satiren in seiner eigenen Manier, als mittelmäßige, oder schlechte in der Horazischen zu schreiben. Allein daß der letztern der Vorrang gebühre, das dürfte wol schwerlich jemand anders bezweifeln, als wer die höchste ästhetische Vollkommenheit in der Energie setzt.

Sehr gerne gestehe ich indeß, daß ich Juvenal in seiner, meines Erachtens, minder vollkommenen Gattung, eben so vortrefflich finde, als Horaz in der seinigen. Nichts gleicht an Stärke, Leben, Ausdruck, und Wahrheit

den Gemälden, Bildern und einzelnen Zügen, welche seine glühende, stets arbeitende Phantasie empfängt. Das ungeheure Sittenverderbniß seiner Zeiten abgerechnet, ist seine Satire ein Spiegel, worin jedes Jahrhundert seine Laster und Thorheiten, zum sprechen ähnlich, und, was unglaublich scheinen mag, zu weissen selbst mit den Schattirungen des Nationalunterschiedes erblickt. Wie manchem Zuge wird nicht der Menschenkenner, wie einem bekannten Landsmanne, der ihm auf fremdem Boden aufsteht, entgegenlächeln? Ist seine Beschreibung des Stadtlebens etwas anders, als die Geschichte jeder grossen Stadt, in veränderten Costume? *) Ist die Caprice eines geprüften Dummkopfses, der wegen einer ungeheuern Meerbutte Rath hält, und die Effronterie seiner Schmeichler nicht eine oft gespielte Farce? **) Wen erinnert nicht der Sturz des Sejan,

*) Sat. III. — **) Sat. IV.

Sejan, seine geschmolzte Statue, und das Be-
tragen des römischen Jan Hagels dabet, an
eine ganz neue französische Geschichte?*) Ist
die Gräcomantie der römischen Damen nicht das
ächte Vorbild von der Gallomanie der unsre-
gen?**) Und hat nicht Juvenal in den grie-
chischen Glücksrittern seiner Zeit, die französi-
schen der heutigen, bis auf die Luftseegler, mit
prophetischem Geiste geschildert?***) Freilich
liegt die Aehnlichkeit zum Theile schon in den
Sachen selbst. Allein so überraschend ist sie
denn doch nimmer, daß sie uns, unter den
Händen jedes andern Dichters, den lauten
Beifall, und das Handeklatschen entreißen
L 5 Edm:

*) Sat. X, 56. sqq. — **) VI. 184. sqq. — ***) III. 69.

Ingenium velox, audacia perdita, sermo

Promptus, & Isao torrentior. Ede, quid illum

Esse putes? quem vis hominem secum attulit ad nos,

Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes:

Augur, schoenobates, medicus, magus; omnia novit

Graculus esuriens; in coelum, jusseris, ibit. & g. f.

Könnte, welches Juvenal uns abnöthiget. Die Zaubermacht seines Genius, und die darstellende Kraft seiner Phantasie ist es, welche auf die nackte Zeichnung brennende Farben aufgetragen, und der todten Phsyionomie Leben und Seele eingehaucht hat.

Diese, wie ich vorhin sagte, glühende, stets arbeitende Phantasie des Dichters führt uns die bald lächerlichen, bald schrecklichen Mißgestalten des Lasters und der Thorheit, so zu sagen, unter die Augen. Jede derselben trägt an ihrer Stirne das Mahlzeichen, welches ihr die Donnerkeile seines Witzes aufgebrannt haben. Seine Gemählde und Beschreibungen haben das Licht und die Wärme trunkenen Begeisterung, und in einzelnen Stücken liegt oft das Gewicht einer ganzen Satire. Wer fühlt sich nicht vom Schwindel ergriffen, bei der Beschreibung von der nächtlichen

Des

Berauschung der ausschweifenden Römern:
nen? *)

Cum perfusa mero spumant unguenta Falerno,
Cum bibitur concha, cum jam vertigine tectum
Ambulat, & geminis exsurgit mensa lucernis.
Oder bei ihren Bacchantischen Tänzen. *)

Cum tibia lumbos
Incitat, & cornu pariter vinoque feruntur
Attonitæ, crinemque rotant, ululantque Priapi
Mænades. —

Wie tief prägen sich unserm Geiste solche Bilde
ge ein, wie der folgende ist? **)

Montani quoque venter adest, abdomine
tardus,
Et matutino sudans Crispinus amomo,
Quantum vix redolent duo funera: —

oder

*) VI, 303. sqq.

) Ibid. 314. sqq. — *) IV, 107. seq. —

oder was er von der ehebrecherischen Julia sagt: *)

Cum tot abortivis foecundam Julia vulvam
 Sölveret, & patruo simileis effunderet offas,
 Und diese flammende Begeisterung, aus welcher oft so helle Funken aussprühen, lebt und waltet auch überall in dem Ganzen. Sie hebt seinen Ausdruck bis zur Würde des Rothurns empor, und giebt epischen Schwung und Wolklang in seine Verse. Wenn irgend ein Satiriker gegründete Ansprache auf den Namen eines

*) II. 32. seq.

**) Er selbst scheint sich so gefannt zu haben. Denn von der Beschreibung, welche er — VI. 334. seinen Segnern in den Mund legt, hat er vermuthlich nichts von sich ablehnen wollen, als den Vorwurf der Uebertreibung.

Fingimus hæc, altum satyra fumente cothurnum,
 Scilicet, & finem egressi legemque priorum
 Grande Sophocleo carmen bacchamur hiatu,
 Montibus ignotum Rutulis, cœloque Latino,

eines Dichters machen kann, so wird Juvenal es seyn.

Persius steht zwischen Horaz und Juvenal in der Mitte: nicht so fast in Absicht auf den Rang, welchen er, wie mir deucht, kaum gegen einen von beiden behaupten mag, als vielmehr in Absicht auf seine Manier, die in einer gewissen Temperatur der beiden andern besteht. Lebhafter, stärker, gedrungener als Horaz, hat er weder die zersplitternde Kraft, noch das verzehrende Feuer des Juvenal; und philosophischer als dieser, ist er gleichwol mit der feinen Kunst, mit der Anmuth, und dem leichten, gefälligen Gange von jenem ganz unbekannt. Zwar ist dies letztere zum Theile eine nothwendige Folge von seinem System. Horaz pflückt seine Blumen, ohne Eigensinn und Zwang von jeder Flur. Seine Philosophie ist mehr Weisheit des Lebens, als der Schule:

seine

seine Methode die feine Kunst des geschmeibigen Weltmannes, der die Wahrheit von ihrer fruchtbarsten Seite faßt, und den Leser mehr durch schlaue Ueberraschung, als durch das Gewicht, und die Bündigkeit seiner Schlüsse zu gewinnen sucht. Das System des Persius ist hart, und ungeschmeidig, und seiner Natur nach poetischer Kunst und anmuthiger Darstellung wenig empfänglich. Daher wird es ihm schwer, die Einbildungskraft in sein Interesse zu ziehen; und er wird vorzüglich solchen Lesern gefallen, bei welchen der Verstand überwiegt. Diese werden ihn vortreflich finden, und ihn dem Juvenal ungezweifelt, einige auch selbst dem Horaz vorziehen. Sie werden durch die Stärke und das Licht seiner Beweisgründe tief gerührt, durch die Reinheit seiner Moral, und die Gefühlwärme, durch welche sich Gedanken und Ausdruck zuweilen bis zum Erhabenen hinaufschwingen, inniger entzückt seyn,

als

als durch allen Zauber poetischer Kunst. Dieses in der That nicht geringe Verdienst wird man ihm nicht leicht abspprechen können, ausser da, wo er etwa einen Lieblingsfaz seiner Schule, wie in der fünften Satire ex professo vornimmt, und durchführt. Alsdann sicht der Stotker, und der Geist seiner Schule, in einer gewissen Trockenheit, und allzu schulgerechten Dialektik, wie mir deucht, ganz bemerkbar hervor.

Ein anderes Verdienst des Persius besteht in der feinen Wahl des Ausdruckes, und in der besondern Sorgfalt, womit seine meisten Verse gebildet sind. In dieser letztern Rücksicht nimmt er sich sehr zu seinem Vorthelle gegen seine Nebenbuhler, und namentlich gegen den Horaz aus, der nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen den Bau seiner Verse allzusehr vernach-

nachlässigte. *) Ein Vorwurf, den, wie ich aufrichtig gestehen will, mein Ohr ungemein geneigt ist, zu rechtfertigen. Umsonst bestrebe ich mich, das als eine negligentia non ingrata anzusehen, was mir, meines besten Willens ungeachtet, immer als unangenehm, und zuweilen beinahe als peinlich auffällt: und es hält schwer, mich zu überzeugen, daß der Hexameter sich der Sprache des Umganges nicht nähern könne, ohne sich auf lahmen Füßen fortzuschleppen, wie ich sehe, wenn ihn Persius oft, ohne sich eben weit über die Sprache des Umganges zu versteigen, mit einer Harmonie und

*) Lib. II, Sat. I, 2. sqq.

— sine nervis altera quicquid

Composui, pars esse putat, similesque meorum

Mille die versus deducij posse, —

und Leichtigkeit dahingleiten läßt, die meinem
 Ohre so sehr schmeichelt. *) In dieser Rücksicht
 also

*) Merkwürdig, aber nicht von der guten Seite, ist
 das Urtheil, welches Dryden in der oben ange-
 führten Abhandlung hierüber fällt. „Was erstlich
 „seine Verse anbetrifft, sagt er, so kann weder Ka-
 „saubon, noch sonst jemand, der ihn vorzieht,
 „sein Silbenmaas, oder die Reinigkeit seines La-
 „teins vertheidigen. Kasaubon gibt diesen Punkt
 „auf, und will weder das Versmaas, noch die
 „Worte des Persius rechtfertigen. In beiden Stü-
 „cken ist er ganz augenscheinlich unter dem Horaz
 „und Juvenal. — Ferner, so holpricht und hin-
 „kend seine Verse, und so wenig seine Worte al-
 „lenenthalben wol gewählt sind, indem die lateinische
 „Sprache schon mehr verdorben war, als zur Zeit
 „Juvenals, und also noch mehr, als zur Zeit des
 „Horaz 2c.“ — Und so was hätte Kasaubon ge-
 sagt? Nun wahrhaftig, da würde er etwas gesagt
 haben, das ihm sehr wenig Ehren machte. Allein
 man lese und ersäune! Numerorum concinnitatem
 cum apud Horatium nullam invenisset, nullum jun-
 cturae studium, hanc securitatem Persius nequaquam
 probavit; sed numeris ita consuluit, ut ista laude
 eum, quem sequebatur, longo intervallo pone se

also hat Persius meinen Beifall ohne alle Einschränkung. Allein nicht so ganz in Rücksicht auf die vorhin gerühmte Wahl im Ausdrücke. Denn so sehr ich von dieser Seite fast immer seine Feinheit, und zurweilen auch seine Delicatez bewundere, so wenig kann ich hierin das Uebers

reliquerit. Quid enim hujus versibus numerosius? quid absque mollitie concinnius? Neque electione est opus: omnes apti: omnes sonori: quidam vero ita magnifici, ut ad majestatem Maroniani carminis videantur aspirare. Und wenige Zeilen vorher sagt er: castitate sermonis Juvenali non cedit. Prolegomena in Persium, pag. 32. Manchem Leser wird es beinahe unerklärbar scheinen, wie es herging, daß Dryden zur Bestätigung seines Urtheiles sich auf den Basaubon berufen konnte, der gerade das Gegentheil sagt. Was mich betrifft, so halte ich die einfachste Auflösung des Räthfels auch hier für die beste. Nur eine kleine Verwechslung der Namen — und wie leicht kann die einem eifertigen Leser begegnen? — nur ein Paar Negationen, die man überspringt, so wird man ja ganz natürlich etwas anderes lesen, als man sollte. Irre ich wol, wenn ich vermute, daß die nemliche Stelle des

Ba

Uebermaas loben. Seine Wahl ist nicht immer glücklich, und seine Kunst artet oft in Raffinement aus. Manche seiner Tropen und Gleichnisse sind zu weit her gesucht, und weder richtig noch passend, sein Ausdruck oft so ge-

U 2

schraubt,

Kasaubon das Unglück gehabt habe, noch ein presens quid pro quo von eben dieser Gattung zu veranlassen? In der Einleitung in die schönen Wissenschaften sagt der Ramlerische Bateau von Horaz: „es giebt Leute, die die poetische Schreibart seiner Satiren, und ihre Versifizirung der Virgilischen „an die Seite setzen.“ Diese Leute, wenn sie anders je existirt haben, mögen wol seltsame Ohren gehabt haben. Allein meine Leser werden sich erinnern, daß Kasaubon in der angeführten Stelle das Nehnliche von dem Versbau des Persius sagt. — Hätte Dryden die Stelle des Kasaubon mit Aufmerksamkeit gelesen, so würde dieser Uebersetzer und Beurtheiler des Persius von seinem Schriftsteller allem Anschein nach, ganz anders geurtheilt haben: und alsdenn hätte er auch nicht den ärgerlichen Anachronismus begangen, die schlechte Latinität des Persius, welcher um ein gutes Alter als Juvenal war, durch den grössern Verfall der Sprache in seinem Zeitalter erklären zu wollen.

schraubt, und dunkel, daß wir, ohne Kasau-
bons unvergleichbaren Kommentar, beinahe im
Finstern tappen würden.

Unter den satirischen Dichtern der Deut-
schen ist es vornehmlich Haller, welcher ver-
dient, mit den Alten verglichen zu werden.
Zwar ist er beinahe außer die Mode gekom-
men, und vor wenigen Jahren, hat ihm je-
mand seinem Platz in dem Chore der Dichter
durchaus streitig zu machen, versucht. Dessen
angeachtet wird die Nachwelt diesen außeror-
dentlichen Geist auch in seinen Satiren be-
wundern, wenn die poetische Glorie mancher
jezo gefeierter Dichter längst verschwunden seyn
wird.

Horaz wird selten einen Satiriker finden,
mit welchem er verglichen werden könnte. Be-
nigstens hat Haller mit ihm durchaus nichts
ge-

gemein. Persius und Juvenal hingegen liefern uns mehrere Züge zu einer Parallele. Wenn Horaz den Rang über Haller behauptet, so hat er ihn mehr der höhern Vollkommenheit seiner Gattung, welche einen seltenen Zusammenfluß, und die feinste Mischung verschiedener Geisteskräfte erfordert, als irgend einer subjektiven Unvollkommenheit seines Gegners zu danken. Schwüriger dürfte es den beiden andern werden, die nehmlichen Ansprüche gegen den deutschen Dichter durchzusetzen. Denn meines Befindens, vereinigt er in sich die wesentlichen Vorzüge der beiden: und dasjenige, worin er dem einen oder dem andern nachsteht, nimmt gegen das, was er voraus hat, kaum in Betrachtung.

Juvenal hat, wie wir gesehen haben, einen furchtbaren Arm, der mit jedem Streich aufs Leben eindringt, und seine Geißel mit

Blut färbt. Aber dies ist es alles. Haller ist ein philosophischer Dichter auch. Aber seine Philosophie hat mehr das Gepräge des systematischen Weltweisen, und des Moralisten von Verufe. Die des Deutschen hat eine einfachere Gestalt, einen freieren Umriss, und fügt sich leichter an das gesellschaftliche Leben an. Die Lehren des einen haben mehr Gedachtes: die des andern sind die lichtvollen Aussprüche des schlichten Verstandes, der schlägt, und trifft, ohne vorher den Punkt lange zu befühlen. Beide sind gedankenreich: aber Haller ist stärker, gedrungener, fruchtbarer. Die Gedanken des Römers haben mehr Feinheit: die des Deutschen mehr Kraft und Leben. In diesem wird man mehr den Dichter, in jenem mehr den Dialektiker sprechen hören.

In dieser Rücksicht kommt also Haller, meines Ermessens, über dem Persius zu stehen;
und

und mit dem Juvenal liegt er ausser aller Vergleichung. Laßt uns sehen, wie sie von derjenigen Seite sich gegen einander verhalten, von welcher zwischen allen dreien eine Vergleichung Statt findet.

Als Satiriker tadeln und strafen sie alle: aber der Tadel eines jeden ist von verschiedener Art. Persius stupft, Haller schlägt, Juvenal geißelt. Keiner von ihnen hat die Waffen des Lächerlichen in seiner Gewalt, deren sich Horaz mit so grossem Vortheile bedient hat. Juvenal ist zu cholertisch: Haller und Persius zu ernsthaft. Der letztere ist in seinem Tadel ohne Zweifel, der schwächste. Selten gelingt es ihm, empfindliche Streiche zu führen. Seine Topik schränkt sich gewöhnlich auf Ungereimtheit, und Inkonsequenz ein: und so ergiebig auch diese Quellen in dem menschlichen Leben sind, so hängen sie doch zu sehr von dem Ver-

stand allein ab, um lebhaft zu wirken. Juvenal ist heftiger als beide. Seine Satire ist ein stetes Gemählde, welches die Einbildungskraft lebhaft erschüttert, und wovon jeder einzelne Zug sich tief in die Seele eingräbt. Niemand wird seinen Kopieen frappante Ähnlichkeit absprechen. Aber daß er so gerne ins Hässliche mahlt, daß er jede Verdrehung durch die Reckheit seines Pinsels noch mehr zu heben sucht, daß er zu seinen Bildern die gräßlichsten Farben wählt, und überall mit der leidenschaftlichen Wärme eines Liebhabers arbeitet, das gereicht ihm eben nicht zur Empfehlung.

Haller hat, wie mir deucht, das Maas und den Ton getroffen, welcher dem Satiriker ziemt. Ein gerechter Unwille ist es, der ihn begeistert: und wenn er zürnt, so ist es der Zorn eines Mannes, und der edle Unmuth einer grossen Seele, die mit Verachtung auf

Wd.

Böfewichter, mit Mitleid auf Narren herabschaut. Eben so nachdruckvoll als Juvenal, aber minder heftig, führt er seine Streiche mit gehaltener Kraft. Seine Gemählde sind eben so stark, aber weniger überladen, und sparsam, sein Spott minder schneidend, aber schmetternd, und treffend. Der Verstand, der hier seine Rolle immer mitspielt, rechtfertigt die Schärfe seines Tadel's. Gerecht, wenn er straft, und auch im Schelten unterrichtend, weiß er nicht nur die Tugend an dem Laster zu rächen, sondern auch durch den gegenseitigen Kontrast beide zu heben. Die Gallerie von schlechten Regenten, welche er in den verdorbenen Sitzen aufstellt, ist an sich unstreitig ein Meistwerkstück von satirischer Darstellung. Jeder Hieb ist tödtlich; jeder Schlag zermalmend. Alle Züge sind so scharf als möglich ausgeprägt, jeder einzelne Charakter streitet mit dem vortreten um den Rang, und scheint von dem fol-

genden übertroffen. Allein wie sehr wird nicht die Wirkung durch den Schluß dieser vortrefflichen Sätze verstärkt! Wie schrumpfen nicht erst diese Pygmäen neben dem grossen Bilde des wahren Regenten zusammen! Und wie sehr wird nicht ihre Schande durch die Strahlen, die von jenem auf sie fallen, beleuchtet!

In dieser meisterhaften Tirade, von welcher ich rede, scheint sich die Kraft und Stärke des Dichters ganz concentrirt zu haben. Jedes Wort ist schwer an Sinn und Nachdruck; und jedes Distichon ist ein goldener Spruch für den Regenten. Zwar ist dieses überhaupt der Charakter der Hallerischen Gedichte. Solche Hoheit und Würde, solche Grösse der Gefinnungen, welche durchaus das Gepräge eines, wenn ich so reden darf, riesenmäßigen Geistes führt, und eine diesem allem angemessene, so markige, und mannhafte Kernsprache hat man
 viel

vielleicht seit Hallern nie wieder gehört. So muß der Mann denken, fühlen, und sprechen, der, ohne Uebelstand sich zum Sittenrichter über die Menschheit aufwerfen, und, ohne Mißklang Regenten und Staaten strafen soll.

So sehr mir Haller in Rücksicht auf die angeführten, wichtigen Punkte den Rang vor Juvenal und Persius zu behaupten scheint, so willig gestehe ich hinwieder, daß er, betreffend die Eleganz und Richtigkeit des Ausdrucks, und den Volklang der Verse, im Ganzen genommen, beiden weit nachsteht. Seine Wahl schränkt sich fast immer auf das Starke und Kernhafte ein. Seine Wortfügungen haben oft eine unverdauliche Härte, seine Verse eine Unbiegsamkeit, die ein felnes Ohr zu bald ermüdet. Dafür aber wird uns zuweilen dennoch der rasche und mächtige Fall so mancher Verse, durch welche die Last der Gedanken sich unauf-

halt.

haltfam fortwälzt, und die Concinnität der Her-
mitischen, in welche der Reichthum der Ideen
sich wie eine brechende Woge theilt, einiger
Maassen entschädigen.

Vielleicht verdient auch der reiche Vorrath
historischer, und anderer gelehrter Kenntnisse
bemerkt zu werden, wovon diese Gedichte so
vollgepfropft sind, daß sie nur von einem ge-
lehrten Leser, ohne Kommentar, ganz verstan-
den werden können. Denn, wenn gleich eine
weitläufige Gelehrsamkeit kein Haupterforder-
niß des Dichters ist, so kleidet sie ihn doch
immer ganz gut. Ueberdies nährt sie seinen
Geist, erweitert seinen Gesichtskreis, verlei-
acht seinen Stoff, und giebt ihm ein großes
Uebergewicht über die poetischen Jünglinge,
die sich so leicht aufs Trockene hin singen, und
in geschäftiger Armuth ihren lieben Blumen-
kranz so lange anders und anders reihen, und
flechten.

flechten, bis man voll Ueberdruß und Erbar-
men die Augen davon abfehrt.

Von Hallers poetischem Verdienste zu spre-
chen, würde ich beinahe für überflüssig halten,
wenn nicht das unbillige Urtheil, welches die
Verfasser der Briefe über den Werth einiger
deutscher Dichter, von dieser Seite über ihn ge-
fällt haben, mich veranlaßte, auch davon ein
Wort zu sagen. Zwar auch so könnte es übers-
flüssig scheinen: denn sie mögen wol wenige Leser
überzeugt haben. Ich lasse es gelten, daß das
poetische Verdienst des satirischen Dichters im-
mer ein wenig zweideutig sey. Dies liegt in der
Natur der Dichtungsart selbst. Allein unter de-
nen, welche die Schwürigkeiten derselben be-
kämpft, und meistens glücklich überwunden ha-
ben, ist Haller gewiß keiner der letzten; und es
ist offenbare Mißkennung seines Werthes, zu sa-
gen, „daß sein ganzes Verdienst darin bestehe,
„phl“

philosophische Sentenzen in Reimen zu zwingen.“ Oder haben etwa Verse, wie die folgenden sind, kein poetisches Verdienst?

Ein neuer Prometheus bestiehl den Himmel wieder,

Zieht Blitz und Stral aus Staub, und
findt dem Donner Brüder.

desgleichen:

Ein mißgebräuchter Fürst taucht seine Stes-
gesfahnen

In Kessel voll vom Blut getreuer Unter-
thanen.

Ferner:

Nicht furchtsam, wann vom Blitz aus-
schmetternden Metallen

Ein breitt Gefild erhebt, und ganze Gles-
der fallen.

Allein nicht bloß in einzelnen Versen, auch in beträchtlichen Stellen, deren Gegenstand durch- aus nicht poetisch war, wird man die Kraft des

der sinnlichen Darstellung oft bewundern müssen. Ich biete in Hallers Namen jedem Trost, der sich vermißt, den Inhalt folgender Verse in ein poetischeres Gewand einzuhüllen:

Der Körper rohen Stoff, wer schränkt ihn
in Gestalten,

Die stets verändert sind, und doch sich
stets erhalten?

Den Zug, der alles senkt, den Trieb, der
alles dehnt,

Den Reiz in dem Magnet, wornach sich
Eisen sehnt,

Des Lichtes schnelle Farth, die Erbschaft
der Bewegung,

Der Theilchen ewig Band, die Quelle
neuer Regung,

Dies lehre grosser Geist die schwache
Sterblichkeit.

Bedenkt man nun bei diesem allem noch, daß
Haller einer von denen war, welche uns die

Mora

Morgenröthe des bessern Geschmacks herbeiführten, und daß dieser zur Beleuchtung und Erweiterung so mancher Wissenschaft prädestinirte außerordentliche Mann das Dichten nur als ein Nebenwerk seiner Jugend trieb, so wird man die Kraft seines übergewaltigen Geistes kaum genug bewundern können.

Von den übrigen satirischen Dichtern der Deutschen mißt sich keiner mit ihm. Die besten satirischen Köpfe der Nation haben sich mehr in der Prose gezeigelt, wie Liscov, Rabener, Lichtenberg, Musäus, und der Verfasser der Geschichte einiger Esel. *) Ein lachender Sa-
tir,

*) Ein seltsames Meteor, welches vor einigen Jahren am deutschen litterarischen Himmel aufstieg, und — wie ich nicht wol anders glauben kann — ungelesen wieder verschwand. Denn daß von allen uns bekannten kritischen Zeitschriften nicht eine einzige

tir, der mit kühnem Spotte seine Geißel schwänge, würde nicht nur für die Litteratur ein Gewinn, sondern auch ein wahrer Segen für die Nation seyn. Er dürfte sich nun nicht blos mit

zige es der Mühe werth sollte gefunden haben, dieses Produkt eines gewiß nicht gemeinen Kopfes, wenn es anders in Umlauf gekommen wäre, auch nur wenigstens anzuzeigen; dies will ich eben nicht hoffen: wiewol ich auch nicht begreife, woher die Wolke gekommen seyn mag, die es vor den Augen unserer Kunstrichter verhüllte. Ich habe mich hierüber bei mehreren litterarischen Reisenden aus verschiedenen Provinzen Deutschlands erkundigen wollen: allein vergebens. Keinem war die Existenz eines solchen Buches bekannt. Der Verfasser selbst würde, ohne Zweifel, die beste Aufklärung geben können, und von ihm würde sie mir doppelt willkommen seyn. Da das Buch allem Anschein nach, schon jezo unter die libros rariores gehört, so lasse ich michs nicht verdriesen, den vollständigen Titel herzusetzen. Es ist folgender: Geschichte einiger Hesi, oder Fortsetzung des Lebens und der Meinungen des weltberühmten John Bunkels. Hamburg und Leipzig/ 1782. Drei Bände, in 8.

mit steifen Pedanten, bettelhaften Poeten, politischen Kannegießern, manquirten Stüzern, und hoffnungslosen Jungfern herumbalgen. Aber glaube, Schwärmeret, Sophisteret und Kabbale, welche die unter uns erst aufsprossende Blüte der Aufklärung zu vergiften drohen, würden ihm reichen Stoff zu einer weit verdienstlicheren Beschäftigung an die Hand geben. Der Genius unserer Zeit ruft ihn schon lange laut herbei: und o daß sein Ruf endlich einmal gehört würde!

In der didaktischen Epistel, welche mit der Satire ziemlich nahe verwandt ist, hat Horaz nachahmenswürdige, und von den Deutschen bisher noch unerreichte Muster aufgestellt. Zwar haben sich in dieser Gattung, neben andern, Goekingk, und Gotter, der letztere vornehmlich durch seine schöne Epistel über die Starkgeisterei mit Ehre gezeigt. Allein so ger-

ne

ne ich diesen braven Männern ihren verdienten Ruhm gönne, so wenig scheint mir das Ziel, nach welchem wir streben sollten, durch sie erreicht zu seyn. Ihre Philosophie hat weder die männliche Festigkeit und Reife, noch sind sie mit der kunstlosen Anmuth, mit der Feinheit, Delikatesse, und Urbanität des römischen Dichters genug vertraut: und wer Muth und Kräfte hat, sich in diesem Fache zu versuchen, dem sind noch ungebrochene Lorbeere zu erringen übrig. Allein damit sein Probestück zu machen, dies fände ich nun eben für einen jungen Dichter nicht räthlich. Denn, um hierin etwas namhaftes zu leisten, dazu gehört schon mehr, als erbauliche Betrachtungen, und nützliche Lehren, die von poetischen Blumen überschattet, und mit witzigen Einfällen verbrämt sind. Wenn nicht Erfahrung die schon bekannte Wahrheit neu stempelt, nicht tiefe Menschenkenntniß den todten Stoff belebt, nicht

Unmuth und Grazie aus jeder Wendung hervorgeleuchtet, nicht der feine Ton des Weltmannes in jeder Zeile spricht, so liest man lieber ein aserisches Buch, damit man wisse, was man gelesen hat. Wer von allen deutschen Schriftstellern besitzt die genannten Eigenschaften alle in so hohem Grade als Wieland? Und wer wäre demnach fähiger, als Er, uns acht Horazische Episteln zu schenken? Dies ist nicht der erste Wunsch, welchen ich ihn betreffend, gethan habe, und müßte auch nicht der letzte seyn, wenn es nicht unbescheiden wäre, von Einem Manne alles zu verlangen. Indesß wenn es ein Mann ist, der die Reichthümer von vielen allein besitzt, so nimmt man es schon mehr der genau.

III. Epigramm.

Daß griechische Epigramm ist uns durch die Blumenlesen einiger spätern Sammler bekannt

kannt geworden, an welchen man oft mehr den guten Willen, als Einsichten, Geschmack und feste Wahl zu loben findet. Sie haben uns Gutes und Schlechtes, Mittelmäßiges und Vortreffliches, Altes und Neues, und unter diesem nicht nur manches Stück aus dem schlechtesten Alter, sondern auch solche aufbewahrt, deren Verfasser selbst keine Griechen waren. Indes sind ihre Sammlungen, so wie sie sind, schon hinreichend, um uns eine Idee von dem griechischen Geiste in dieser Dichtungsart zu geben. Hätten wir die Blumenlesen eines Meleagers und Philippus, so würden sie uns, ohne Zweifel, noch weit mehr Gutes liefern, aber über jenen Punkt vermuthlich wenig Neues lehren.

Schon durch ihre Auswahl unterscheiden sich die epigrammatischen Dichter der Griechen, von den Deutschen, und überhaupt von den

neuern auf eine rühmliche Weise. Bei dem letztern ist das Epigramm meistens ein Spiel des Witzes geworden: und hat sich darum auch am öftersten an solche Gegenstände angehängt, mit welchen sich gut spielen läßt. Bei den Griechen hat es weit öfter eine edlere Bestimmung. Das Lob grosser Männer, die Bewunderung seltener Kunstwerke, die zarten Gefühle der Menschlichkeit u. s. f. machen häufig den Inhalt dieser kleinen Gedichte aus, in welchen man öfter die Empfindung als den Witz sprechen hört. Und hier ist es vornehmlich, wo sich jene oft gepriesene und oft mißkannte Einfachheit zeigt, wodurch das griechische Epigramm unübertrefflich und beinahe einzig ist.

In jedem Epigramm, wenn es anders diesen Namen verdienen soll, muß immer etwas liegen, welches gleichsam die Seele desselben ist, oder der Brennpunkt, worin sich seine

Stras

Stralen sammeln. Dieses Etwas, es sey nun ein Gedanke, oder eine Empfindung, darf wenigstens nichts gemeines seyn. — Will man dies die epigrammatische Spitze nennen, so muß unstreutig jedes Epigramm seine Spitze haben, aber nicht nothwendig auch einen Stachel. Die neuern Epigrammatisten haben diese Dinge meistens mit einander verwechselt: und diese Verwechslung hat jene Einfalt und Größe, welche man in den besten Stücken der Griechen mit so vielem Rechte bewundert, aus dem Sinngedichte beinahe gänzlich verbannt.

Wie viel man dadurch eingeüßt habe, das liegt am Tage. Unstreutig hat ein Gedanke den größten Werth, der sich nur auf sich selbst stützt, und durch seinen innern Gehalt die Bewunderung des Lesers gewinnt, ohne sie zu suchen. Unstreutig ist die Empfindung die probhältigere und ächtere, welche ohne Schminke

gefällt, und ohne eine künstliche Wendung den
 Weeg zum Herzen findet. Der Schimmer der
 Neuern ist meistens ein Glanz ohne Reich-
 thum, und ihre Kunst ist gewöhnlich damit be-
 schäftigt, ihre Armuth zu decken. Wofür an-
 ders spitzen sie ihre Gedanken mit so vieler
 Sorgfalt zu, als weil sie es fühlen, daß sie
 eines Stachels bedürfen, um in unsere Seele
 einzubringen? Wofür andern bieten sie so oft
 allem ihrem Witze und Scharffinn auf, um
 der Empfindung eine überraschende Form oder
 Wendung zu geben, als, damit es ihnen ge-
 linge, auf diesem Schleichwege sich desto siche-
 rer in unsere Herzen zu stellen? In der That
 gelingt es ihnen auch zuweilen ganz gut, uns
 auf diese Weise zu täuschen. Wir bewundern
 nicht selten den Stoff in der Form, und er-
 theilen der Empfindung ein Lob, welches ei-
 gentlich dem Witze gebührt. Allein die Probe
 halten solche Stücke nicht aus. Jede wieder-
 holte

holte Betrachtung nimmt etwas von der Bewunderung hin, bis daß sie sich zuletzt in ein zufriedenes Lächeln des kalten Beifalls auflöst; da hingegen die besten griechischen Stücke desto mehr gewinnen, je öfter man sie liest.

Allein auch dann läßt die griechische Einfachheit von den neuern Epigrammatisten sich nur selten finden, wann sie von Ihnen gesucht wird. Wenn sie auf der einen Seite der Gesuchten und Spitzfindigen entgangen sind, so lauern sie von einer andern auf sie Hyperbel und Frost. Selbst da, wo sie den Fußstapfen des griechischen Geistes nachgehen, wird es ihnen äusserst schwer, nicht von dem Pfade abzugleiten. So manches von den Deutschen nachgeahmtes oder überseztes Stück trägt kaum eine Spur mehr von der griechischen Einfachheit. Ich spreche von unsern Epigrammatisten, und nehme die Blumen aus, welche Herder mit so

glücklicher Hand auf unsern Boden verpflanzt hat, daß man, um den Kontrast zwischen den Griechen und den unsrigen fühlbar zu machen, sich kaum mehr nach der griechischen Anthologie umsehen darf. Am meisten haben die letztern bei einer Vergleichung dann zu verlieren, wenn sich beide auf Einem Wege begegnen, ohne sich einander gesucht zu haben.

Wie schön haben nicht die Griechen so manches Werk der Kunst in ihren Epigrammen gelobt? Was diese Stücke so bewundernswerth macht, ist ohne Zweifel die Wahrheit der Empfindung, und die Einfalt, womit sie sich ausdrückt. Der Dichter vergesse über dem Werke, wo möglich, den Meister, und vor allem sich selbst. Wofern er dies nicht kann, so rechne er höchstens auf lächelnden Beifall, aber nicht auf Bewunderung. Wenn die Empfindung eine zu künstliche Wendung nimmt, so wird

wird sein Lob zur Schmeichelei, und wenn
das Gefühl vor dem Witze nicht zur Sprache
kömmt, zur Lüge. — Man vergleiche nach die-
sem Maasstabe folgendes Epigramm eines grie-
chischen Dichters,

Auf das Bild
eines schlummernden Satyr.

Diodorus senkte den Satyr hier in den
Schlummer;

Rühr' ihn an, er erwacht; laß ihn,
er schlummert so sanft.

mit einem ähnlichen, von Lessing,

Auf das Pferd Friedrich Wilhelms
auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,

Und zweifelt doch an meinem Leben?

Last meinen Kelter mir die Ferse geben:

So sollt ihr sehn!

Welche Natur und Wahrheit in dem einen;
und welche kühle, gefühllose Schalkheit in dem
andern! Der Grieche fängt bei der Ähnlich-
keit

Zeit an, und endet mit der Verwechslung, Der Uebergang von der einen zur andern ist ein schnelles Moment, welcher die Seele unversehens überrascht, und eben dadurch die Täuschung natürlich und wahrscheinlich macht. Jenes „laß ihn, er schlummert so sanft,“ ist, mutatis mutandis, gerade die Geschichte dessen, der andere durch eine Geisteserscheinung äffen will, und seine eigenen Haare sich streuben fühlt. — Der Deutsche strebt nach eben dem Ziele der Täuschung, aber auf einem Wege, welcher gerade davon abführt. In dem, was er uns durch das Pferd sagt, erkennt man durchaus den Ton und die Sprache des lässigen Schalkes, der den gaffenden Pöbel gern ein wenig zum Besten haben will. Wenn es ihm auch gelänge, was würde das für den Künstler beweisen? Eine Täuschung, die ihm Ehre machen soll, muß nicht durch Ueberredung, sondern durch den Eindruck des Kunstwerkes geschehen.

schehen. Hier ist's umgekehrt. Das Pferd versichert die ungläublichen Betrachter, daß es dennoch lebendig sey. Gerade das Gegentheil von diesem sollte es seyn. Wir sollten uns in dem Kunstwerke täuschen, und durch das Epigramm zurechte gewiesen werden.

Dies ist der Gang, welchen die Griechen in mehrern Epigrammen auf Myrons Rähne genommen haben, wovon ich hier ein Paar der bekanntesten anführen will :

O Hirte, warum laufest du

So weit zurück nach mir?

Stichst mit dem Stachel auf mich zu,

Und rufest: fort von hier!

Ich bin des Künstler Myrons Ruh,

Und gehe nicht mit dir.

Die Uebersetzung ist zwar ein wenig frei, doch zeigt sie uns immer das, warum es hier zu thun ist. In dem folgenden hat sie dabey auch das Verdienst der Genauigkeit.

Kalb

Kalb, was suchest du hier an meinen Brüsten
und blöckest?

Milch verließ sie mir nicht, Myrons erschaffende Hand.

Auch, hier ist kein Schritt über die Linie der
Wahrheit, und der Einfalt, welche so gerne
beisammen sind, hinaus gethan. Man halte
dagegen nachstehendes Epigramm von Lessing,

Auf ein Schlachtstück,

von Zugtenburg.

Furchtbare Täuscheret! Bramarbas stand
vor ihr,

Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief:
Quartier.

oder jenes von Kleist,

An Herrn S * * *

als er eine Winterlandschaft mahlte.

Mit welcher Landschaft hat dein Pinsel
Leanders Saal geziert?

Sie starret wie der Winter selber; ich seh
sie an, mich friert.

Wie

Wie übertrieben ist das eine, wie gemein und wirkungslos das andere? Bei dem ersten ließe sich zweifeln, ob die Spitze dem Künstler, oder vielmehr Dramarbas gelten soll. Im letztern Falle würde das Stück in eine Klasse zu stehen kommen, welche das Hyperbolische noch so ziemlich verträgt, aber eben auch darum keine Ansprache auf Bewunderung macht. Bei dem Gesichtspunkt hingegen, welchen der Dichter selbst durch die Aufschrift angegeben hat, wird die Hyperbel sofort unerträglich und abgeschmackt. Ich wette, daß kein Künstler von Geschmacke und Empfindung durch ein solches Lob sich je geschmeichelt finden wird. Oder wenn ers ist, so hat sicherlich die Rücksicht auf die Person des Dichters daran weit den größten Antheil. — Vom dem Kleist'schen Gedichtchen sage ich nichts. Wenn ein Epigramm auf ein Winterstück, um gut zu seyn, frostig seyn muß, so konnte der Maler wol schwerlich besser gelobt werden.

Const

Const gestehe ich, daß unter den wenigen
 Singsgedichten, welche Kleist gemacht hat, an
 Würde und Einfalt mehrere sich dem griechischen
 Geschmacke, bis auf einen gewissen Grad nä-
 hern. Nur tragen auch diese noch zu sehr die
 Minen der Selbstzufriedenheit und des Bewußt-
 seyns eigenen Werthes, welche in der That
 nichts weniger als Griechisch ist. Das beste,
 was die deutsche Dichtkunst von dieser Gattung
 aufweisen kann, sind wie mir deucht, ohne al-
 len Zweifel ein Paar Stücke von Göthe, deren
 eines ich oben angeführt habe. In diesem ath-
 met griechischer Geist, griechische Zartheit des
 Gefühles, griechische Armuth und Einfalt.
 Aber es sind leider eben nur ein Paar Stücke,
 welche die deutsche Poesie, als eine Seltenheit
 eher beschelden vorzeigen, als darauf stolz seyn
 darf.

Im Grunde hat unsere Armuth von dieser
 Seite wenig Befremdendes, Die wirkenden Urs-

sachen, wodurch der bildsame griechische Geist sich zu jener Wahrheit des Gefühles, und der sie stets begleitenden Einfalt entwickeln konnte, und die Gegenstände, woran beide sich vornehmlich gezeigt haben, das schöne griechische Klima, die Formen griechischer Schönheit, griechische Mythologie, griechische Kunstwerke u. s. f. alles dieses kommt uns nicht, so wie ihnen zu statten. *) Was bei ihnen lebendiger Genuß war, das ist bei uns bloße Liebhaberei. Daher ist auch bei ähnlichen Gegenständen die Mittheilung so verschieden. Jeder giebt, was er zu geben hat: der eine mehr reine Empfindung, der andere mehr spielenden Witz. Und da dieser letztere an den Gegenständen, an welche das griechische Epigramm sich so gerne anschloß, keine reiche

*) Hierüber sehe man Herders vortreffliche Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, 26.

reiche Nahrung fand, so hat er sich öfter und lieber in einem Felde gezeigt, in welchem er nicht bloß die Helfersrolle zu spielen fand.

Indeß haben auch die Griechen im Epigramm den sehr oft Witz nicht gespart. Um dies läugnen zu können, müßte man sie wenig kennen. Und, um es zu beweisen, bedarf es der Mühe nicht, in manchen griechischen Epigrammen einen Stachel aufzusuchen, wo man bisher keinen gefunden haben wollte, wie Lessing gethan hat, welcher, vielleicht aus einer kleinen Vorliebe für eine Gattung, worin er selbst sich rühmlich gezeigt hat, der gepriesenen Simplicität der ältesten und besten griechischen Epigrammen nicht so ganz gut scheint. *) Es wäre nur Thorheit, sagt er, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen solt

Witz

*) S. Lessings zerstreute Anmerkungen über das Epigramm 2c.

Wiz gewesen seyn. — Wer könnte hieran zweifeln? Allein wem kann es auch einfallen, Wiz und Simplicität ohne anders mit einander in Kontrast zu setzen? Beide können sich sehr gut vertragen: nur da nicht, wo die Empfindung das Wort führen soll. Oder was könnte einfacher, und doch zugleich wichtiger seyn, als z. B. folgende zwei Epigrammen?

Der Dieb.

Vom Antiochus ward des Lyfimachus Pfulbe
gesehen,

Und Lyfimachus sah seine Pfulbe nicht
mehr.

Auf den Nearch.

Möge die Erde dich leicht bedecken,
verwünschter Nearchus!

Denn so scharren dich auch leichter die
Hunde hervor.

Ohne Zweifel also haben die Griechen auch hier den Wiz geliebt, aber nicht anderst als an seinem Orte, und in gehörigem Maasse. Da, wo

es der Empfindung zukam, zu sprechen, liesen sie ihn schweigen: und wo Er seine Rolle zu spielen hatte, da wußten sie ihm den Zaum zu halten, und blieben noch immer der Einfalt getreu, welche auch der Witz nicht überall ausschließt. Wol mögen daher manche griechische Epigrammen von unverwerflicher Autorität so beissend und stachlicht seyn, als man sie nur immer beim Martial findet. Aber auch so geschraubt?

Dies Letztere will Lessing behaupten, und er getraut sich durch Beispiele manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen zu können. Er hätte, sagt er, ein Duzend von dieser Art unter seine Sinnsgedichte gestreut: aber er wollte den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden sollte, die er aus dem Martial nachgeahmt, oder übersezt habe. Was das

Lest.

Reztete betrifft, so dürfte er wol Recht haben, allein der Verbindung griechischer Simplicität mit dem beissendsten Witze unbeschadet. Denn er hat die Stücke, wovon er spricht, oft so gut zu verstecken gewußt, daß selbst derjenige, welcher sie im griechischen gesehen hat, Mühe haben dürfte, sie im Deutschen wieder zu finden. Ein Paar Beispiele mögen zur Probe dienen.

Themis über ihr Bildniß
in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf
verschuldet,

Daß man mein Bild in diesem Hause
duldet?

In der That, ich wüßte nicht, wo die griechische Simplicität hier stecken sollte. Gewiß nicht in der schnippischen Frage der Themis, welche die Sache mehr von der lächerlichen und ungereimten Seite, als von der

ernsthafte zu fassen scheint. Freilich ist das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines ungerechten Richters ein Anblick, welcher von selbst zum Spott einladet, und jedem, so zu sagen, die Antithese in den Mund legt. Und spräche nur der Dichter in eigener Person — ganz gut! Wenn er aber die Götter sprechen läßt, so sollte sie nicht spotten, sondern trauern oder zürnen. Sie darf auch die Antithese nicht deuten; der Leser wird sie schon finden.

Wenn also Lessing hier richtig übersezt, oder nachgeahmt hätte, so würde dieses Schauspiel für seine Behauptung streiten? Nicht doch! wir könnten es ihm immer noch zurückgeben. Denn wir kennen seinen Verfasser nicht. Und wer sich der Simplicität des griechischen Epigrammes annimmt, der nimmt sich nicht auch jedes griechischen Epigrammes an. Allein wir bedürfen dieser Auskunft nicht, und können dem Leser die Verglei-

gleichung überlassen. Hier ist Herbers getreue
Uebersetzung. *)

Das Bild der Gerechtigkeit
im Gerichtsaale.

Gute Gerechtigkeit, warum denn stehst du
so traurig

Hier? „Weil eben ich hier unter den
Raubenden steh.“

Mein zweites Beispiel sey dieses:

Auf den Sell.

Als Sell, der Geiserer, auf dumpfes Heu
sich streckte,

Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr,
daß geschah?

D 4

Sell

*) In der Uebersetzung spricht, wie mir deucht, mehr
die Betrübniß, im Original mehr der Unwillen:

τίς σε δικαιοσύνη βροτὸς ἤκαχεν; οὗτος
ὁ κλέπτης

Ἐνθάδε με σήσας, αὐδὲν ἔχων πρὸς
ἐμέ.

Sell starb am Stich? — Et ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

Übermal kein Schatten von griechischer Simplicität. Jene Fragen, Was meint ihr, daß geschah? Sell starb am Stich? und das bedeutungsvolle Et ja doch, ja! tragen den Stempel moderner Kunst so unverkennbar, daß auch kein Halbkennner der griechischen Einfalt sich leicht beschwären lassen wird, sie für griechisch zu nehmen. In der That, was bedarf es auch solcher Stützen und Gerüste, um einen Gedanken zu halten, und zu heben, der sich selbst tragen kann? Wird etwa die Befriedigung des Lesers vollkommener seyn, wenn die wichtige Miene den Aufschluß verräth, eh er noch da ist? O gewiß das Gegentheil. Von solchen Weltläufigkeiten weiß das Original nichts. Hier ist die wörtliche Uebersetzung von Morus:

Vi-

Vipera Cappadocem mordens mala, protinus
hausso,

Tabifico perit sanguine Cappadocis.

Allein so ist's. Der Grieche sey noch so
witzig: dem neuern Epigrammatisten wird er
selten witzig genug seyn. Um nicht immer
Lessing allein anzuführen, füge ich noch folgen-
des Epigramm eines unserer witzigsten Köpfe
bei, wozu uns die Anthologie auch ein Gegen-
stück gibt.

Die Diebin.

Raum sieben Jahr konnt' Friß zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand, grif was das Auge reizte!
Nicht daß sie's zu besitzen getzte;
Nur über dessen Quaal, den sie beraubt,
zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und nimmt
erwachsen Herzen.

Die Würfelspielerin.

Reizendes Kind, du spielst in der Mutter
Schooße mit Würfeln:

Drelzehn Jahre, so sind Herzen der
Männer dein Spiel.

Freilich hat Lessing Recht. Man ist weder gesund, noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders, als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann. Allein sicherlich ist man eben so wenig gesund, wenn man seine Schöne im einfachen geschmackvollen Anzuge nicht reizender findet, als im kostbaren Schmucke. Auch der beste Witz hat allemal zu verlieren, wenn er mit einer reichen Schleppe daherrauschet. Er ist, um die Vergleichung fortzusetzen, in dem Falle jener europäischen Dame, die von einer Amerikanerin von oben bis unten befüßt, und gefragt ward: so sage mir doch; bist du denn das alles selbst?

Un-

Unter den lateinischen Epigrammatisten ist es Martial allein, von welchem ich zu sprechen habe. Zwar hat Catull auch Epigrammen gemacht. Ich meine nicht seine Hendecasyllaben, und andere Gedichte, welche offenbar in dem lyrischen Fache ihren Platz zu suchen haben, sondern diejenigen kleinen Stücke, welche in den Ausgaben die letzte Stelle einnehmen. Diese scheinen auf den Titel von Epigrammen Ansprache zu machen, und einige sind es wirklich. Aber auch diese nehmen sich als Epigrammen nicht sonderlich aus. Den übrigen fehlt die epigrammatische Spitze, oder der Punkt der Wirkung, ohne welchen kein Epigramm wird. Sie sind von seinen lyrischen Stücken einzig durch die elegische Versart verschieden, in welcher sie in der That mehr verlieren, als gewinnen.

Martial ist das Muster, wornach sich die neuern Epigrammatisten meistens gebildet haben,

ben, und in seiner Gattung ohne Zweifel einer der größten Meister. Bei ihm ist die Spitze beinahe immer ein Stachel; und diesen weiß er so gut zu schleifen, daß der Leser, welchem damit geholfen ist, selten unbefriedigt bleibt. Ich nehme seine Xenia und Apophoreta aus, wovon die meisten des Witzes halber unter einem nürnbergischen Kupferstiche nicht äbel stehen würden. Aber in den eigentlichen Epigrammen ist sein Witz unerschöpflich. Martial ist nicht einer von den Witzlingen, welche auf Gelegenheit lauern, einen vorrätigen Einfall an den Mann zu bringen, und dem nächsten besten Gegenstand eine ihrer Schellen anzuhängen. Er ist ein geborner Lacher, dem es angethan ist, mit allem sein loses muthwilliges Spiel zu treiben, und von welchem jedes Ding und jede Person gleichsam ein Epigramm zu fordern scheint. So bereitwillig er es giebt, so wenig legt er selber ein Gewicht

da

darauf. Raum ist der Streich gethan, so ist
 er wieder vergessen. Er spannt nicht seinen
 Geist auf die Tortur; und wenn sein Witz
 mißlingt, so ist es mehr Mangel an Geschmack
 und richtigem Urtheile, als Noth. Sein Spott
 trifft, aber verwundet nicht sehr: er ist bels-
 send, aber nicht giftig. Daher ist auch der
 Eindruck bei dem Leser mehr lebhaft als tief.
 So manches Stück erschüttert die Lunge mit
 Macht, und prägt sich dennoch dem Gedäch-
 nisse nicht ein. Er ist sinnreich aber nicht voll
 gewichtigen Sinnes, und meistens ist die Spi-
 tze mehr werth, als der Stoff, woraus sie ge-
 schliffen ist. Er beschäftigt den Leser leicht und
 angenehm, und giebt ihm eine Befriedigung,
 welche nicht oft durch Anstrengung erkauft wer-
 den muß. In der That wird sich selten ein
 so wichtiger Epigrammatist, ohne Ermüdung so
 gut fortlesen. Selbst da, wo er geschraubt ist,
 so ist er doch weniger mühsam, ausgenommen,
 wenn

wenn er loben oder schmeicheln will. Besonders ist ihm, wie mir scheint, mehr als Ein Versuch, dem Domitian etwas recht verbindliches zu sagen, nach Verdienen, ganz und gar verunglückt.

Ohne Zweifel ist der erhebliche Tadel, der sich gegen Martial aufbringen läßt, dieser, daß er so oft mit falschem Witz spielt. Zwar hat er von dieser Seite an Lessing einen, wie wol ich fürchte nicht ganz unpartheischen Vertheidiger gefunden. Nicht zwar daß er die Sache läugnete, — denn wie könnte er das? sondern er findet es unbillig, dem Martial seinen falschen Witz zum Fehler anzurechnen, da er selbst ihn sehr gut kenne, und für nichts anders gebe. Ich gestehe, daß diese Entschuldigung bis auf einen gewissen Punkt hinreichen mag: allein überall dürfte sie unserm Epigrammatisten schwerlich durchhelfen. Jedes Wort-

spiel

Spiele ist im Grunde falscher Witz, und doch kann es solche geben, die so viel werth sind als der beste. Ein Spielwerk von dieser Gattung, wofern es nur einen Scherz giebt, wobei ein gescheuter Mann mitlachen, oder mitlächeln kann, macht auch dem witzigen Kopf keine Schande. Ein Gelehrter z. B. der mit guten Freunden eine Schiffsart zur Lust macht, nenne meinethalben die Schiffer, die sich nicht rühren mögen, wahre Argonauten: *) Ich werde ihn darum so wenig verachten, als bewundern. Aber wenn er daraus ein Epigramm macht, so thut er mir schon zu viel an die Sache. Ich werde auch zur Noth noch ein Epigramm aushalten, wie das folgende ist:

de Picentre inepto poeta:

Scribit in aversa Picens epigrammata charta,

Et dolet, averso quod facit illa deo.

Allein

*) Martial III. 67.

Allein wenn ein Wortspiel durchaus nichts ist, als ein Wortspiel, wenn es durch seinen Schall nicht eine Idee weckt, die auf irgend eine Weise für mich interessant ist, so werde ich für den, der es über die Lippen bringt, wenn er mein Freund ist, erröthen. Jedem Leser von Geschmacke sey es überlassen, nachfolgende zwei Epigrammen, welche beim Martial nicht die einzigen in ihrer Art sind, nach diesem Maasstabe zu prüfen.

In Ædylum fico laborantem.

Gestari junctis nisi desinis, Ædyle capris,

Qui modo ficus eras, jam caprificus eris. *)

Ad Paullinum mejentem.

Minxisti currente semel, Paulline, carina.

Mejere vis iterum? jam Palinurus eris. **)

Wahr

*) Ficus hieß eine häßliche Krankheit, und zweitens auch der, welcher damit behaftet war.

**) πάλιν, iterum: οὐρεῖν, mejere. Pallinurus ist als der Steuermann des Aeneas aus dem Virgil bekannt.

Wahrlich, wenn es zur Entschuldigung genug ist, zu wissen, daß ein solcher Witz falscher Witz sey, wenn man nicht auch wissen sollte, daß ein solcher Witz kein Spiel giebt, das einen vernünftigen Mann beleidet, so weiß ich nicht, wo die ästhetische Toleranz ihre Grenzen hat.

Ich zweifle, daß ein Paar so elende Stücke in irgend einem der bessern deutschen Epigrammatisten aufzufinden seyn möchten. Damit will ich nun aber lange nicht sagen, daß sie samt und sonders den Rang vor Martial behaupten. Wer zuweilen schlechten Witz hat, der kann immer noch oft genug sehr guten Witz haben: und wer von jenem nichts, von diesem nur wenig hat, der ist ohne Zweifel der schlechtere.

Ich muß mir hier eine Ausnahme erlauben, indem ich gut finde, über denjenigen Zeit-

Punkt der deutschen Poesie, auf welchen ich mich bisher immer eingeschränkt habe, hinaufzusteigen. In jedem andern Fache sind bei uns die größten Dichter nach Hagedorn und Haller erschienen; aber wenn man nach den besten Epigrammatisten fragt, so dürfen Logau und Wernike schwerlich übergangen werden. Beide haben ihre ungezweiften Verdienste. Der eine hat mehr Feinheit, der andere mehr Gewicht. Der eine ist leichter und angenehmer, der andere gedrungener und feuriger. Beide haben Stücke von sehr ungleichem Werthe; doch bleibt, wie mir scheint, Wernike im Ganzen sich mehr gleich. Beide haben das eigentliche Epigramm mit dem Sinnsprüche häufig verwechselt; doch Logau weit öfter. Wenn einer von ihnen mit dem Martial in Vergleichung gestellt zu werden verdient, so scheint mir, daß es eher Wernike sey.

An Leichtigkeit und Gewandtheit, und an
 fein gespolztem Witze kommt er freilich dem Röm-
 er nicht zu. Er ist einformiger und schwerer,
 und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so
 geschränkt ist. Bei ihm wirkt der Gedanke
 meist durch sich selbst, und selten kommt ihm
 eine künstliche Wendung zu Hülfe. Statt durch
 den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers
 zu täuschen, drängt er sich ungedultig aus beiden
 hervor, und zersprengt, gleich einer schwellen-
 den Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum
 genug findet. Wenn er das Ohr durch manche
 Härte, den Geschmack durch manche Nachlässig-
 keit beleidiget, so söhnet er uns wieder durch
 den gediegenen vollwichtigen Sinn aus: und
 wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den
 Vortheil zu ziehen weiß, den ein anderer wol
 könnte, so wird er dafür auch nie reicher schei-
 nen, als er ist.

Ein solcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob; und ein solcher Kunstmangel ist wol mehr werth, als die Kunst allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unstreutig voraus; aber was Bernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade; und so könnte die Waagschaale immer noch ruhen.

Bernike, sagt Lessing, besaß mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen ist: und dem Martial gieng mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher sagen: Martial besitzt mehr Schaupfennige, als gangbare Münze. Auch ist das Gepräge oft mehr werth, als der Stoff. Bernikes Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold ist, läßt sich doch sehr leicht in Gold umsetzen. Oder, um unverblümt zu reden: Martial ist ein Epigrammatist für müßige Leser, Bernike mehr für Denker. Dieser ist scharfsinniger, jener gespitzter.

Dem

Dem einen ist der Witz meistens nur Behülfe für den Verstand, dem andern ist er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wol, wenn er sich an den Martial hält; aber wer, mit Lessing zu reden, mit seinem Verstande lachen will, der wird seine Rechnung mehr bei Wernike finden.

Schwerlich wird irgend ein anderer Epigrammatist von dieser Seite die Vergleichung mit ihm aushalten; und ich wüßte nicht auf wen man besser anwenden könnte, was Herder sagt: „Ein treffendes Epigramm sagt oft mehr, als eine langweilige Abhandlung, voll unnöthiger Vorbereitungen, Seitenfrünge, und Deklamationen.“ Bei ihm ist der Witz weniger ein Kunstfeuer, als ein Lichtstral, welcher uns einen schnellen und tiefen Blick in die wahre Beschaffenheit der Dinge thun läßt: Wie fruchtbar und eingreifend sind nicht, zum

Beispiel folgende Stücke?

An einen Waghals.

Warum erzürnst du dich mein Freund, wenn
ich dich schelt,

Daß du dich ohne Noth so oft gibst in
Gefahr?

Gestehe nur du seyst ein Narr,

So geb ichs zu, du bist ein Held.

Der Grossen Fall erdrucket viel Gemeine.

Wahr ist's! der Donnerkeil trift inßgemein
die Eichen,

Wenn sanfte Winde nur um schwache
Sträuche schleichen;

Doch diese haben oft an der Verwüstung
Theil:

Der Eiche Splittter sind der Sträuche
Donnerkeil.

An Theopompus.

Du machst die Schrift, sagst du, zu deiner
Predigt Grunde,

Und bringst uns als ein Bot des Himmels
reichs, Bericht

Von

Von unsrer Seeligkeit: Doch trägt ein
Bote nicht

Die Wahrheit oft im Brief, und Lügen
in dem Munde?

Auch da, wo er nur zu spielen scheint, geht
sein Spiel oft tiefer, und schränkt sich nicht
blos auf einen unbedeutenden Scherz ein. Hier
auch ein Beispiel von dieser Gattung.

Auslegung des Bilds der Gerechtigkeit.

Ist die Gerechtigkeit gleich blind,
Doch fühlt sie die, die nach ihr fragen;
Die gleiche Waagschaal muß ihr sagen,
Ob die Dukaten wichtig sind,
Die man ihr zusteckt; und sie hält
Ein blankes Schwert in ihren Händen;
Daß ihr die Diebe nicht das Geld,
Daß ihr geschenkt wird, entwenden.

Nächst Bernike sind Lessing und Kästner
die besten deutschen Epigrammatisten. Beide
überströmen von Witz. Schade, daß sie ihm
zuweilen nachgehen, da sie ihn ungesucht fin-
den könnten. Beide lieben im Epigramm vor-

züglich den Spott. Der eine ist belssender, der andere giftiger. Aber so einen kühlen und nüchternen Spötter, als Kästner, so wol in Versen als in der Prose ist, wird man nicht leicht finden. Wehe dem, der sich mit ihm messen will, ohne seinen Verstand zu haben, wenn er auch seinen Witz hätte! Ruhig spannt er seinen Bogen, zielt mit scharfem Auge und fester Hand, und ruft, gleich dem Anakreonstischen Amor, bei Gleim:

— o Lieber, Kleber,
Mein Bogen ist noch gut!
Du greiffst nach deinem Herzen,
Sprich, ob es weh~~er~~ thut?

* * *

Und hier setze ich meinen Grenzstein. Zwar hat die churfürstliche Gesellschaft auch eine Schätzung der klassischen Prosaisisten verlangt: dann so will sie ohne Zweifel das, was die Aufgabe von den Werken der Beredsamkeit sagt, verstanden wissen. Allein fürs erste hat
mich

mich die Vergleichung der Dichter einen so weiten Weeg geführt, daß ich schon ein wenig das Bedürfniß fühle, hier auszuruhen. Ueberdies dürfte die prosaische Litteratur der Deutschen zu einer Vergleichung mit den besten Schriftstellern des Alterthums noch schwerlich reif seyn. Und da ich ein beträchtliches Werk jezo weder schreiben kann, noch darf, so hoffe ich daß, was an Raum und Muffe an dem zweiten Theil der Aufgabe erspart ist, auf den ersten mit Vortheil verwendet zu haben.

Noch muß ich einen Blick auf das Ziel werfen, nach welchem ich ausgegangen bin, eh ich schliese. Nach der Frage der churfürstlichen Gesellschaft sollte ausgemacht werden, in welchen Dichtungsarten die Griechen und Römer von den unserigen erreicht, oder übertroffen wären. Wenn hierüber etwas bestimmt werden konnte, so mußte es durch Vergleichung geschehen. Allein auch diese konnte freilich nicht

Immer sicher genug zu diesem Ziele führen.
 So manche Verschiedenheit zwischen den Alten
 und Neuern, welche Kultur, Sprache, Klima,
 politische und religiöse Verfassung an die Hand
 geben, und überdies noch manche äussere Um-
 stände und Veränderungen, welche ich theils in
 der Einleitung berührt, theils in der Abhand-
 lung selbst angedeutet habe, alles dieses mußte
 die Vergleichung oft schwürig, und die Schät-
 zung unsicher und schwankend machen. Dies
 liegt so nahe, daß es wahrer Eigendünkel wä-
 re, zu wähnen, daß eine Gesellschaft würdiger
 und einsichtsvoller Gelehrten daran nicht auch
 sollte gedacht haben. Allein wenn die Gesell-
 schaft diese Betrachtungen, welche meistens
 mehr auf einzelne Fächer, als auf das Ganze
 gehen, nicht erheblich genug fand, um deswe-
 gen die Frage aufzugeben; wenn die Verglei-
 chung, worauf jene leiten mußte, auch da, wo
 sie bloß treffende Charakteristik ist, in ihren

Augen noch immer einen entschiedenen Werth hatte, so würde es, denke ich, auch mehr Pedanterie als kritische Genauigkeit heißen, die Sache schärfer nehmen zu wollen, als sie gegeben ist. Und so darf ich immer hoffen, auch da, wo meine Vergleichung den Schritt der Parallele nicht halten konnte, dennoch nicht bloß mein Fuß im Kranium auf und niedergerollt zu haben.

Uebrigens weiß ich wol, daß es mit der Schätzung der Zeitgenossen so eine eigene Sache ist. Auch sagt Vellejus, nachdem er irgendwo die verstorbenen Schriftsteller gemustert hatte, ganz klug: *vivorum ut magna admiratio, ita censura difficilis est.* Die Gründe sind klar. Meistens liegen uns unsere Zeitgenossen zu nahe. Und ein Gegenstand, der richtig gesehen seyn will, muß immer in gehörigem Abstand vom Auge stehen. Zweitens ist es so leicht, Anstoß zu geben, durch das, was man sagt, und zuweilen noch mehr, durch das, was man nicht sagt. Beides habe ich nicht erst jetzt bedacht. Ich habe aber auch einzusehen geglaubt, daß beide Hindernisse nicht

unübersteiglich seyen. Wenn man ausser sein Zeitalter hinaustritt, das ist, nicht den Geschmack und das Urtheil seiner Zeitgenossen ohne anders zu dem seintigen macht, so werden auch die Gegenstände in gehbriger Entfernung erscheinen. Freilich kann man auch so noch unrichtig sehen, wenn das Auge nichts taugt. Allein das Uebel wird nicht groß seyn. Die Nachwelt wird das berichtigen, was man sagt, und was man nicht sagt, wosern sie es erfährt. Und erfährt sie's nicht, so bedarf es auch keiner Berichtigung. — Was den zweiten Punkt anbelangt, so giebt es auch hier eine sichere Auskunft. Man lasse sich, indem man urtheilt seyn, als ob die lebenden Zeitgenossen alle todt seyen, und bekümmere sich wenig darum, ob sie und ihre Freunde nachher wieder erwachen.



Heilbronn,
gedruckt mit Allingerschen Schriften.









